

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 209 Bromber., den 13. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Doch Olivers Hoffnung, daß die Nachricht Dianes rachsüchtiges Toben dämpfen wird, ist vergeblich: Sie führt ihre Bande zum Hause Etiennes. Es gelingt der Famlie noch im letzten Augenblick unbemerkt zu flüchten. Dann nimmt das Zerstörungswerk unter Dianes Leitung seinen Anfang. — Eine Stunde später liegt an Stelle des Hauses nur noch ein wüster Trümmerhaufen. —

Oliver, der es nicht länger ertragen konnte, das geliebte Mädchen in dieser fürchterlichen Rolle zu sehen, hat sich mit dem letzten Rest seiner Kräfte nach Hause geschleppt und ist, von Fieber geschüttelt, auf sein Bett gesunken.

Mister Sprink, der eigentlich vorhatte, ihn Dianes wegen zur Rede zu stellen, sieht ein, daß dies nicht die geeignete Stunde dazu ist. Er mißt die Temperatur des Kranken und sagt dann tröstend: „Ja, ja, wir sind hier in den Tropen. Da kann so etwas vorkommen. — Nun, dafür gibt's ja Chinin. Wenn das Fieber zu sinken anfängt, schlucken wir eine gute Dosis. Dann ist es bald erledigt."

Doch Oliver versteht nichts mehr. Das Fieber hat seine Sinne schon verwirrt.

14.

Als Oliver Barring, wieder zu vollem Bewußtsein kommend, die Augen aufschlägt, sieht er in das gutmütige Gesicht einer älteren Negerin. Es ist Isabelle, Mister Sprinks Köchin. Sie hat die ganze Nacht über an dem Krankenbett gesessen und beugt sich nun besorgt über den Erwachten.

„Geht es besser?" fragt sie, befühlt seine Stirn und nickt befriedigt. Dann reicht sie ihm das Thermometer hin.

Oliver wehrt ungeduldig ab. Doch Isabella besteht ganz energisch darauf, daß die Temperatur gemessen wird. Ihr Herr hat ihr strenge Anweisung gegeben, für richtige Behandlung des Kranken zu sorgen, und sie weiß Bescheid damit.

Während Oliver mit verdrossener Miene das Thermometer unter den Arm schiebt, erkundigt er sich nach der Zeit.

„Es muß zwischen neun und zehn Uhr sein", meint Isabella.

„Ist mein Onkel zu Hause?"

„Nein, er ist mit dem Auto zum Hafen gefahren."

„Zum Hafen? Weshalb?"

„Monsieur Giraud war vorhin hier. Er hat erzählt, ein amerikanisches Kriegsschiff sei draußen gesichtet worden, und es dampfe gerade auf unseren Hafen zu."

„Was hat das zu bedeuten?"

„Das weiß ich nicht, Herr."

„Ruf mir doch mal Champagne! Ich habe einen Auftrag für ihn."

„Champagne ist nicht da. Alle außer mir sind bei dem großen Leichenbegängnis. Ganz Port au Prince ist auf den Beinen. Du mußt bedenken, Herr: fast zweihundert Tote! So etwas hat man noch nie erlebt!"

„Mein Gott, und ich bin nicht bei Diane!" geht es Oliver durch den Sinn. In dieser schweren Stunde stehe ich nicht an ihrer Seite!"

Er zieht das Thermometer wieder hervor und wirft es so hastig auf den Tisch, daß es zerbricht. Dann springt er aus dem Bett und drängt die jammernde Isabelle mit Gewalt aus dem Zimmer.

Er kann sich vor Schwäche kaum auf den Beinen halten. Das hohe Fieber hat ihm in den wenigen Stunden viel Kraft geraubt. Doch er kleidet sich an und verläßt, allen Bitten der alten Köchin zum Trotz, mit wankenden Schritten das Haus.

Vergeblich hält er Umschau nach einem Fuhrwerk, schleppt sich mühsam ein paar hundert Meter weit und läßt sich dann schweißgebadet auf eine Bank nieder. Ein Wagen mit drei schwarzgekleideten Damen kommt angefahren und hält gerade Oliver gegenüber vor einer Villa. Die Damen steigen aus; der Wagen wird für Oliver frei.

„Zum Friedhof!" ruft er dem Kutscher zu.

„Aber es ist ja schon alles vorbei", sagt der Mann. „Die Damen da kommen schon von der Bestattung zurück."

„Fahren Sie nur!" drängt Oliver. „Aber den direkten Weg! Ich will jemanden treffen, der jetzt auch vom Friedhof zurückkehren wird."

So eifrig Oliver auch unterwegs nach Diane Ausschau hält, er kann sie nirgends erblicken. Als man in die Nähe des Friedhofs kommt, wird das Gedränge der zurückströmenden Massen völlig unübersichtlich und so dicht, daß der Kutscher anhalten muß. Der Wagen ist jetzt von der Menge ganz eingeschlossen. In dichten Knäueln schieben sich die Menschen rechts und links daran vorbei, — die einen in stummer Verzweiflung vor sich hinstarrend, andere laut jammernd und viele mit jenem Ausdruck gieriger Erregung, die nicht nur auf Haiti die Menge ergreift, wenn es irgendwo ein Unglück zu begaffen gibt.

Jetzt ertönt wildes Geschrei. Die Menge wird noch enger zusammengedrängt. Ein geschlossener Trupp von mehreren hundert Leuten bahnt sich mit rohen Stößen seinen Weg.

Nicht weit von dem Wagen kommt er vorbei. Oliver erhebt sich von seinem Sitz und erblickt wieder wutverzerrte Gesichter, drohende Fäuste, Hände, in denen Messer blitzen, Arme, die Stöcke und Knüttel schwingen.

„Gütiger Himmel!" murmelt er. „Nehmen denn diese Greuel noch immer kein Ende!" Und zum Kutscher gewendet, fragt er: „Was wollen denn diese Menschen?"

„Wegen des amerikanischen Kriegsschiffes —" Der Neger zieht bedeutungsvoll die Augenbrauen hoch.

„Was? Du bist wohl verrückt? Die Leute können doch nicht mit ihren Knüppeln und Messern ein Kriegsschiff angreifen."

„Nein, Herr, — aber sie haben Angst, die Amerikaner könnten Sam unter ihren Schutz nehmen."

Eine schlimme Ahnung über Dianes Verbleib taucht in Olivers Kopf auf. Er befiehlt dem Kutscher, der Bande nachzufahren.

Es dauert noch eine ganze Weile, bis sich das Gedränge so weit gelichtet hat, daß der Wagen wenden kann. Dann geht es der französischen Gesandtschaft entgegen. —

In ein paar hundert Meter Entfernung von dem Gebäude muß man wieder halten. Die belagernde Menge ist hier schon so dicht, daß man nicht weiterfahren kann.

Oliver lohnt den Kutscher ab und schiebt sich dann mühsam durch das Gedränge. Es gelingt ihm, ziemlich weit vorzudringen, weil man nicht wagt, einen Weißen zurückzustoßen. Aber schließlich, etwa noch zwanzig Meter von dem Portal entfernt, ist er so fest in die Menge eingekeilt, daß er keinen Schritt mehr tun kann, weder vorwärts, noch rückwärts. Da er die meisten seiner Nachbarn überragt, kann er deutlich beobachten und hören, was sich jetzt vor dem Portal abspielt. Die Szene entwickelt sich zu dem Scheußlichsten, was er in diesen drei Schreckenstagen erlebt. Seine Liebe zu Diane und sein Gelübde, nur noch für sie zu leben, werden auf eine harte Probe gestellt.

Ganz vorne am Gitter taucht plötzlich ihre Gestalt empor. Sie hat einen der hohen Ecksteine erklettert, die das Portal flankieren, und schreit etwas über die Menge hin. Zuerst ist kein Wort zu verstehen. Dann ebbt das Gebrüll des Pöbels ab. Es gelingt ihr, sich Gehör zu verschaffen. Und nun vernimmt Oliver ihre Stimme, die ihm sonst so warm und zärtlich klang, scharf und durchdringend wie eine schmetternde Trompete, die zum Angriff ruft:

„Haitianer! Brüder und Schwestern! Wollt ihr wirklich, daß Sam, dieser Bluthund, dieser Teufel in Menschengestalt, dieser Mörder unserer Väter und Gatten und Brüder und Söhne, unserer gerechten Rache entgehen soll? Schon ist das fremde Kriegsschiff im Hafen vor Anker gegangen! Vielleicht schon in wenigen Minuten werden die frechen weißen Eindringlinge an Land gehen, hierher eilen und den Mordbuben seiner gerechten Strafe entziehen! Nur noch eine kurze Spanne Zeit bleibt euch zur Erfüllung eurer heiligsten Pflicht — der Pflicht zur Rache! — Verflucht soll das Volk von Haiti sein! — verdammt zu neuer und ewiger Sklaverei, wenn es diese letzten Minuten verpaßt, — wenn es nicht in diesem letzten Augenblick noch zeigt, daß es nicht aus hündischen Feiglingen besteht, sondern aus Männern, die sich ihr gutes Recht mit Gewalt zu verschaffen wissen! — Vorwärts zum Sturm auf die Gesandtschaft! Brecht das Gitter und die Türen auf! Zerrt den Schurken heraus! Hackt und reißt ihn in Stücke, so wie er unsere Lieben hat in Stücke hacken lassen!"

Der Pöbel bricht jetzt in ein infernalisches Gebrüll aus. Er verwandelte sich in eine tobende Horde von Kannibalen. Die Gesichter werden zu gräßlich verzerrten Larven. Im Vorgenuß der nahenden Rache beginnen ein paar Männer und Weiber zu tanzen: Körper, Arme und Beine geraten in wilde Zuckungen. — Dieses Toben noch einmal zu dämmen, scheint ein Ding der Unmöglichkeit.

Da erscheint neben Diane eine hohe schlanke Gestalt: Achille Rabasa, Oberrichter am Kassationshof. Oliver erkennt ihn sofort wieder. Es ist jener indianerhaft aussehende Herr, dem er auf dem Ball im Trianon-Klub vorgestellt wurde. Dicht neben Diane ist er auf den Steinsockel des Gitters geklettert und überragt sie nun um zwei Haupteslängen. Er hebt die Hand, um sich Gehör zu verschaffen, aber seine Geste wird von der Menge nur durch ein wüstes Pfeifen beantwortet.

Auch Rabasa hat eingesehen, daß die Volksleidenschaft jetzt nicht mehr zu bändigen ist. Aber er will — wenn schon ein Bruch des Völkerrechts nicht mehr vermeidbar ist — wenigstens das Schlimmste verhüten: daß der Pöbel das Gesandtschaftsgebäude demoliert oder gar den Vertreter Frankreichs und seine Familie verletzt. Abermals hebt er den rechten Arm beschwörend in die Höhe, den linken legt er um Dianes Schulter.

Sofort begreift die Menge den Sinn dieser Geste: daß Rabasa sich mit Dianes Racheabsichten gegen Sam einverstanden erklärt. Und wirklich flaut der Lärm soweit ab, daß man ihn verstehen kann:

„Ruhe, Kinder, Ruhe! Ich sorge dafür, daß ihr Sam bekommt! Jetzt sofort! Aber ihr müßt mir ein paar Minuten Zeit lassen und schweigen! Also Ruhe, Ruhe! — damit ich handeln kann!"

Nun ist es ganz still geworden. In atemloser Spannung, mit gierigen Augen und Ohren, verfolgt die Menge, was nun vor sich geht:

Rabasa zieht sein weißes Taschentuch und winkt nach den Fenstern der Gesandschaft hin. Ein paar Augenblicke vergehen. Dann wird der Haupteingang des Gebäudes geöffnet. Der Gesandte, begleitet von einem seiner Beamten, erscheint, schreitet die Freitreppe hinab und tritt an das Gitter des Portals. Er und Achille Rabasa stehen nun einander dicht gegenüber. Hinter Rabasa haben drei korrekt gekleidete Herren, Mitglieder vom Komitee für die öffentliche Sicherheit", Aufstellung genommen.

„Guten Morgen, meine Herren!" begrüßt der Gesandte die vier Männer, die ihm alle persönlich gut bekannt sind. „Sie wünschen mich zu sprechen?"

„Jawohl, Exzellenz", sagt Rabasa mit einer leichten Verbeugung.

Der Gesandte gibt seinem Beamten einen Wink. Das Portal wird geöffnet. Vielleicht soll dieses Verfahren einem gewaltsamen Einbruch vorbeugen.

Die vier Herren bleiben aber vor dem Portal stehen, und Oberrichter Rabasa erklärt:

„Exzellenz, ich ersuche Sie im Namen des Volkes von Haiti um Auslieferung des Mannes, der das Leben von zweihundert unschuldigen Menschen auf dem Gewissen hat: des Expräsidenten der Republik Haiti Vilbrun Guillaume Sam. — Es ist Ihnen zweifellos bekannt, daß zwischen unseren Ländern die Abmachung besteht, daß Mörder auszuliefern sind."

Der Gesandte überlegt einen Augenblick. Dann erwidert er: „Und Ihnen, Herr Oberrichter, ist zweifellos bekannt, daß eine Auslieferung nur möglich ist, nachdem eine rechtmäßige Regierung der Republik Haiti einen entsprechenden Antrag an Frankreich gestellt hat und diesem Antrag in Paris stattgegeben worden ist."

„Aber Sie sehen, Exzellenz, daß zu solchen zeitraubenden Formalitäten keine Zeit mehr bleibt. Die wütende Menge läßt sich nicht mehr länger zurückhalten."

Für Sekunden scheint der Gesandte ratlos. Dann sagte er: „Aber Guillaume Sam ist ja gar nicht mehr in diesem Hause."

„Das glaube ich Ihnen aufs Wort, Exzellenz", erwiderte Rabasa mit einem ironischen Lächeln. „Aber das Volk glaubt es nicht. Gestatten Sie uns also, bitte, das Haus zu durchsuchen."

„Nie und nimmer!"

„Dann müssen wir es gegen Ihren Willen tun, Exzellenz."

„Ich protestiere gegen solchen flagranten Bruch des Völkerrechtes!"

„Wir bedauern, Ihren Protest unbeachtet lassen zu müssen."

„Leider habe ich keine bewaffneten Wachen zur Verfügung, sonst würde ich einen solchen Versuch mit Gewalt begegnen."

Rabasa geht auf diese Bemerkung nicht mehr ein. Er wendet sich nach seinen drei Begleitern um und kommandiert: „Vorwärts, meine Herren!"

Unter dem wüsten Freudengeschrei des Pöbels betreten die vier Haitianer das Grundstück; das Portal wird hinter ihnen sofort wieder abgeschlossen. Gleich darauf verschwinden sie in dem Gebäude. —

Während die Menge draußen harrt, kochend vor Ungeduld, durchsuchen die vier Herren jeden Winkel des Hauses. Der Gesandte, machtlos, sie zu hindern, hat sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen.

Aber alles Suchen scheint vergeblich; man könnte glauben, daß es Sam wirklich gelungen sei, irgendwie zu entwischen. Zuletzt betreten die Herren eine abgelegene Bodenkammer, in der nur altes Gerümpel steht. Enttäuscht wollen sie auch diesen Raum wieder verlassen.

Da ruft einer von ihnen, der Sams Flucht und Verfolgung miterlebt hat: „Halt! Sam muß hier versteckt sein! Es riecht nach Jodoform! Ihr wißt, daß er bei der Flucht verwundet worden ist!" Und wie ein Spürhund schnüffelt er im Raum umher. — „Hier muß er sein!" sagt er endlich und kniet vor einem Bett nieder, unter dem nichts zu sehen ist als alte Kartons.

Eilige Hände werfen die Kartons beiseite. Aber dahinter sind wieder Kartons und Packpapier. Und noch weiter hinten kann für einen Menschen kaum mehr Platz sein. Dennoch räumen die Männer auch diese zweite Schicht von verstaubtem Packmaterial fort. Und nun sehen sie, ganz an die Wand gedrückt, einen regungslosen Körper liegen: Sie zerren ihn hervor: Es ist Sam. Er bleibt regungslos und stumm. Aber seine in Entsetzen geweiteten Augen zeigen, daß er bei Besinnung ist.

(Fortsetzung folgt.)

Besiegt.

Erzählung aus dem Bergwald von Max Geißler.

Es gibt im bayerischen Bergwald einen Gipfelring, um den sich weit draußen die Riesen des Hochgebirges in Schnee und Eis emporzacken. Bärtige Tannen umschirmen diesen Ring, und in der Mitte liegt ein kleiner See, der die Niederung zwischen den Gipfeln füllt und sich den Himmel anschaut. Aber die Gebirgler haben ihn in ihrer bildfähigen Sprache „Höllpfort" getauft; denn zur Zeit der Morgenröte, oder etwa bei Sonnenuntergang, ist jenes Auge des Hochlands anzusehen wie eine Glasscheibe, unter der ein höllisches Feuer brennt.

Den Steig dorthin hatte der Rothirsch getreten, den die Geißbuben Ubald den Großen nannten. Der stand in jenem Gehege seit drei Jahren, war darüber ein kapitaler Vierzehnender geworden und behauptete den Brunstplatz. Aus seiner Siedelei wechselte er des Abends dort zu Suhle, trat auf eines der Gehaue und schritt, ehe der Falke pfiff, wieder zu Holze, König im Bergrevier.

Bei vortrefflicher Äsung im Sommer war der Kapitale nun feist, trollte mit gesenkter Nase, schon im August; in seine Lichter kam flackernde Unrast; und als der Mond in der Hochnacht hing, donnerte er den ersten Brunstschrei vom Berghang hernieder. Das stürmte durch die Forsten, dröhnte zwischen den Gipfeln dahin mit vielfachem Widerhall, und der Wald hielt seinen Atem davor an.

Da taten sich in den tieferen Gehegen die Gehöre der Tiere hoch. Ihrer zehn schlugen sich zu einem Trupp zusammen und zagen dem Liebesruf dieses Stärksten entgegen. Das älteste Stück führte. Vertraut wechselte das Rudel dem Brunstplatz im Gebirge zu. Ein Zehnender mit bravem Geweih aus dem Nachbarrevier bildete den Beschluß.

Aber der königliche Liebesruf Ubalds des Großen erklang in dieser Nacht nicht mehr. Denn noch trabte der Kapitale erregt und allein durch den Forst, äste nicht mit der Ruhe wie früher, schleckte, halb im Troll, die zuckerigen Hüte des Pilzes Halimasch und zog vor Tag, wider seine Gewohnheit, mit geschwollenem Halse noch einmal zur Tränke. Die hohen Gipfelzacken, die himmelnahen, fingen um diese Stunde schon an, sich zu röten, und die Höllenpforte glühte.

Da trabt der Kapitale heran, tritt in die Flut, senkt das Geäse, den erwachenden Brand seines Bluts zu kühlen. Aber...

Mit herrlich großen Augen starrte er in den Quell, denn da unten in der Tiefe steht heut ein anderer, stolz und gewaltig wie er selber; steht mitten in der roten Glut, aus deren Leuchten sich das Bild in prachtvoller Körperlichkeit heraushebt.

Hundertmal in diesem Sommer hat er an jener Stelle gestanden und, wenn der Mond schien, den in der Tiefe gesehen, ohne daß er sich daran verwirrte. Aber heute ... sein stürmendes Blut, die wunderliche Gebundenheit seiner Sinne, läßt ihn das Spiel des Spiegels nicht erraten, heute nicht!

Etliche Male rümpft er die Oberlippe und knirscht mit den Zähnen. Seine Lichter bekommen ingrimmigen Glanz. Er schreitet im Kreis um den Brunnen, senkt den Kopf, als fordere er den Nebenbuhler zum Kampfe, und dann ... ein Oooo o ah! schmettert er ihm entgegen. Seine Schalen stampfen vor Zorn den Grund. Nun muß der vermeintliche Nebenbuhler mit gesenktem Gehörn aus seiner Deckung herausschreiten zum Kampf! Er zaudert?

Das Blut in den Adern Ubalds des Großen kocht. Eine Minute noch... wird er dann, ganz von Sinnen, dem da unten im roten Licht an den Leib gehen?

Oooo o ah!

Als das Echo sich an den steilen Wänden müdegelaufen hat, antwortet der Zehnender, der dem Rudel der Tiere gefolgt ist. Sie sind nun ganz nahe. Eine Musik ist das, wie sie sonst nur Sturm und Bergforst in den wildesten Nächten des Hochlands erfinden.

Die Oberlippe des Kapitalen schnellt zurück. Noch einmal orgelt er seinen Schrei in den langsam erglühenden Tag, dann jagt er mit wehenden Flanken die Hügellehne hinan, bleibt auf dem Kamm zwischen den Stämmen stehen, als trieben seine Läufe Wurzeln; wittert ...

Da bricht es im Knieholz jenseits des Gehaus! Der Große äugt Kopf und Geweih des Zehnenders. In voller Fahrt stürmt er gegen den Fremdling an, drängt ihn auf das Gehau. Es ist noch kaum halbes Licht an dieser Berglehne.

Und als ob zwei Wildzäune im Wettersturm zusammenprasseln, so schlagen sich die Gehörne der Kämpfer ineinander. In Wut und Eifersucht straffen sich ihre Leiber. Rauchend stößt der Odem aus ihren Nüstern.

Neugierig steht das Rudel der Tiere im Holz. Ihre Gehöre sind steil; ihre Seher leuchten. Der Tag schlägt vollends die Augen auf über dem Dröhnen der Geweihe, deren Stangen und Sprossen sich verwirren, sich lösen. Immer von neuem stürmen die Kämpfer gegeneinander. Krach!

Da bricht der Zehnender in den Vorderläufen zusammen!

Und nun ... der Hals des Kapitalen versteint ... er hebt den Feind mit dem Geweih vorn auf und jagt ihm die Augensprosse in die Flanke, daß der Schweiß heiß aus der Wunde spritzt.

In keuchenden Fluchten zuerst, dann im Schritt, stößt der ins Dickicht. Eine Siegesfanfare dröhnt hinter ihm her, gewaltiger hat noch kein Brunstschrei den Bergforst erschüttert.

Ein großzügiger Ernährungsversuch.

1000 künstlich vitaminernährte und 1000 normal ernährte Kinder unterliegen 6 Jahre lang einer Gesamtkontrolle.

Von Dr. Friedrich Meltzer.

In medizinischen Kreisen Dänemarks trägt man sich zurzeit mit dem Plan eines ernährungswissenschaftlichen Versuches, der, sollte er sich in nächster Zeit verwirklichen lassen, betreffs seines Umfangs und seiner Allgemeinbedeutung sämtliche bisher auf diesem Gebiet ausgeführten Experimente übertreffen und der Vitaminforschung zweifellos neue Erkenntnisse vermitteln wird.

Es handelt sich dabei um den größten medizinischen Massenversuch der Welt, dessen Durchführung mehr als 100 000 Mark erfordern dürfte. Nicht weniger als 2000 dänische Kinder sollen von 6 Monaten vor ihrer Geburt an bis zur Vollendung ihres 6. Lebensjahres einer ständigen, äußerst genau gehandhabten ärztlichen Gesamtkontrolle unterworfen werden, die sich teilweise auch auf die Mütter dieser Kinder erstreckt. Sobald sich die erforderlichen 2000 werdenden Mütter für diesen rassenbiologisch und bevölkerungspolitisch nicht minder wichtigen Versuch zusammengefunden haben, soll er in Angriff genommen werden. Man will auf diesem Wege Klarheit darüber gewinnen ob die gegenwärtige allgemeine Ernährung der dänischen Jugend noch als vorbildlich und zweckmäßig gelten kann oder ob die Ernährungsweise sich im einzelnen als änderungsbedürftig erweist. Das Ergebnis dieses Massenexperiments will man mit einem anderen, jüngst gewonnenen vergleichen, das mit 2000 gesundenen Erwachsenen — Arbeitern und Soldaten — einige Monate lang ebenfalls unter genauer wissenschaftlicher Überwachung durchgeführt worden ist. Diese Versuchspersonen erhielten während der Dauer ihrer Kontrolle regelmäßig ein künstliches Vitaminpräparat, vornehmlich das sogenannte „Spinatin", als Zusatz für ihre tägliche Nahrung. Ähnlich soll auch mit den Kindern verfahren werden. Die eine Hälfte von ihnen — also tausend — bekommt in der Hauptsache Leberpräparate in bestimmten Zwischenräumen zugeteilt, eine an Vitaminen A und D reiche Kost, während die andere in der bisher üblichen Weise ernährt werden soll. In den ersten sechs Monaten erstreckt sich die Ernährung auch auf die Mütter der werdenden Erdenbürger. Die Allgemeinbedeutung des Vitamins C, das bekanntlich nach der Aufsehen erregenden Entdeckung des ungarischen Professors Szent-Györgis aus Paprika gewonnen werden kann und in kristallisierter Form heute bereits als zusätzliche Kunstnahrung bei zu früh geborenen Kindern zur Anwendung gelangt, will man auch im Rahmen dieses großzügigen Versuches genauer erproben.

Das Gesamtergebnis wird zweifellos auch in anderen Ländern mit großem Interesse zur Kenntnis genommen werden, ist doch eine körperlich und geistig gesunde Jugend das kostbarste Gut, das eine Nation aufzuweisen hat.

Die Opfer des Piz Rosegg.

Von G. W. Deininger.

Seit langem hat kein Sommer in den Bergen derartig viele Opfer verlangt wie dieses Jahr. Die außerordentliche Hitze der letzten Wochen trug wohl einen großen Teil der Schuld am Anwachsen der alpinen Unglückschronik, erfuhr doch durch die ungewöhnlich starke Schmelzwirkung der Zustand des Firnschnees und der Gletscheroberfläche eine Veränderung, der nicht alle Bergsteiger Rechnung tragen.

Das jüngste Glied in der Kette der diesjährigen alpinen Unfälle war das Unglück am Piz Rosegg, das vier Engländer das Leben kostete. Der Berg gilt auch unter gewöhnlichen Schneeverhältnissen als gefährlich und wird nur selten ohne Führer begangen. Die Engländer, an sich nicht unerfahrene Bergsteiger, glaubten, die Kosten für einen oder zwei Führer sparen zu können. Außerdem unterließen sie es, Stufen in die abschüssige Firnwand zu hauen. So mußten sie, als einer unter ihnen abglitt, den Halt verlieren. Sie stürzten in zwei Stufen die mehr als 300 Meter hohe Wand hinab und blieben auf dem Eis des Rosegg-Gletschers liegen. Wie der erfahrene Führer, der als erster die Toten auffand, feststellen mußte, besaß das Seil nicht die erforderliche Länge, um die einzelnen Bergsteiger bei der Überwindung besonders gefährlicher Stellen zu sichern.

Das Unglück erinnert in mancher Beziehung an den Absturz, der sich gelegentlich der Erstbesteigung des Matterhorns durch eine englische Gesellschaft unter Führung des bekannten Alpinisten Whymper ereignete. Nach langen fruchtlosen Versuchen war es Whymper mit drei Landsleuten und vier einheimischen Führern gelungen, den oft berannten Gipfel zu besiegen. Auf dem Rückweg glitt der am wenigsten Geübte unter den Engländern auf dem glatten, steilen Firn aus und riß den Führer Croz mit sich. Durch den doppelten Sturz verloren die beiden folgenden Alpinisten ebenfalls den Halt. Whymper und die drei anderen Führer standen dagegen verhältnismäßig fest. Doch auch sie wären mit in die Tiefe gerissen worden, würde nicht das Seil gerissen sein. Die drei Engländer und der eine Führer stürzten 1300 Meter tief in den Abgrund. Später tauchte das Gerücht auf, das Seil sei durchgehauen worden. Whymper selbst schloß sich dieser Auffassung an und belastete damit die geretteten Führer. Restlose Aufklärung über diese Frage konnte niemals geschaffen werden.

Eine Eigenart dieses weltbekannt gewordenen Unglücks war es noch, daß die Leiche des dritten Engländers, des Lord Douglas, nicht gefunden werden konnte. Ein solcher Fall steht freilich nicht vereinzelt da, denn verschiedene Bergsteiger sind in den Alpen spurlos verschwunden. Von anderen fand man die Reste nach Jahren oder Jahrzehnten, als sich fast niemand mehr an das Verschwinden des betreffenden erinnern konnte. So wurden erst in diesem Sommer im Karwendel zwei Skelette gefunden, die von verunglückten Bergsteigern stammen mußten. Die Nachforschungen ergaben, daß es sich um die Überreste zweier Innsbrucker Beamtenanwärter handelte, die im Jahre 1912 verschollen waren. Ein ähnlicher Fund wurde vor Jahren im Wetterstein gemacht, wo man die Überreste eines vor drei Jahrzehnten verschwundenen Bergsteigers fand.



Diana von heute auf Elefantenjagd.

Die unternehmungslustige Miß Diana Guest, die Tochter eines hohen britischen Kolonialbeamten, wollte beweisen, daß es keinen Sport gibt, den eine moderne junge Dame nicht ausüben kann. Gar zu gern hätte sie ihren Vater nach Kenya begleitet, doch ihre Eltern versagten ihr ganz energisch ihre Einwilligung. Eines Tages erhielt sie von ihrem Vater aus Ostafrika einen Brief, in welchem er auch erwähnte, daß in der nächsten Zeit in Nairobi eine Elefantenjagd stattfinden sollte, zu der er eingeladen war. Nun gab es für Diana kein Halten mehr, sie schrieb ein paar erklärende Worte an ihre Mutter und reiste mit dem nächsten Flugzeug nach Kenya. Sie wollte sich das seltene Erlebnis einer Elefantenjagd unter keinen Umständen entgehen lassen. Ihr Vater war zuerst entrüstet über das eigenmächtige Handeln seines abenteuerlustigen Töchterleins, doch schließlich gab er ihren Bitten nach und nahm sie mit nach Nairobi. Mit großer Kühnheit, die sich aus der Unkenntnis der Gefahr ergab, beteiligte sie sich an dem Kesseltreiben auf die Kolosse. Ihrem unerschrockenen Angriff war es schließlich zu verdanken, daß zwei der mächtigen Tiere lebend gefangen werden konnten. Im Triumph kehrte sie mit ihrem Vater nach Kenya zurück, doch später versprach sie ihm, reuig nach London zurückkehren zu wollen, und erklärte ehrlich, daß sie ihren Nerven nicht noch einmal dieses aufregende und grausame Schauspiel zumuten würde.

*

Der größte Bierbottich der Welt.

In der Kesselschmiede von Ulm wird ein riesiger Bierbottich hergestellt, der zum Verkauf nach San Franzisko bestimmt ist. Der aus Kupfer getriebene Bottich wiegt 640 Zentner, er hat einen Durchmesser von 8,5 Meter und eine Höhe von 3,5 Metern. Der riesige Kassel kann 250 Zentner Malz aufnehmen. Der Kessel ist von einer amerikanischen Bierbrauerei bestellt worden und wird sofort nach seiner Fertigstellung verfrachtet werden.

*

* **Wale liefern Fleischextrakt.** Beim Walfang wurden bislang nur der Speck und der daraus gewonnene Tran, daneben auch wohl noch die Barten — zur Verfertigung von Fischbein — nutzbar gemacht. Neuerdings ist nun einem deutschen Gelehrten die Entdeckung eines Verfahrens gelungen, mittels dessen aus dem Fleisch der riesigen Säugetiere ein brauchbarer Extrakt hergestellt werden kann. Bereits wurde in Göteborg eine größere schwimmende Trankocherei mit den entsprechenden Apparaten versehen, die täglich bis zu 100 Tonnen Walfleisch verarbeiten und durch Kochen in Öl und Wasser in eine dem Labskaus ähnliche Masse verwandeln.



Mißverständnis.



„Im Zoo hat eener zwee Ticher jemaust."
„Haben die Bestien den Dieb nicht zerfleischt?"
„Nu nee, es war'n doch zwee Handticher."

*

Ein unzulänglicher Gasthof.

„Wie sind Ihre Zimmerpreise?"
„Sechs Mark im ersten Stock, fünf Mark im zweiten, vier Mark im dritten und drei Mark im vierten."
„Ich danke sehr und bitte tausendmal um Entschuldigung. Ihr Gasthaus ist mir nicht hoch genug."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.